



«TV or not to be»
mit der Gruppe
ZAP gestern
abend am
5. Schaffhauser
Jazzfestival.

Aufnahme:
B. + E. Bühler

Mit viel Energie durch 20 Jahre TV

Es hat schon beinahe Tradition, dass das Jazzfestival mit den meisten Ecken und Kanten, das Schaffhauser Jazzfestival nämlich, locker und leicht, nett fast, beginnt. Und so war es auch diesmal, «ZAP» sorgten dafür – mit den Standards derjenigen, die vor dem Fernseher gross geworden sind.

(sst.) ZAP heisst die Band, und Fernsehen steht auf dem Programm, wenn Hans Feigenwinter (kbds), Philipp Schaufelberger (g), Bänz Oester (b) und Kaspar Rast (dr) auf der Bühne stehen. Die vier Musiker, die gestern abend das 5. Schaffhauser Jazzfestival in der Kammgarn – wo

denn sonst? – eröffneten, sind alle zwischen 20 und 30 Jahre alt, gehören also zur ersten Generation, die mit dem TV und dessen Soundtrack gross geworden ist. Und an den kleinen, unscheinbaren Melodien sind sie hängengeblieben, die an «Tatort» – zapp! – «Fred Feuerstein» – zapp! – den «Muppets» – oder zapp! – «Der- rick» haften.

«Erkennen Sie die Melodie?» hiess also das Motto des ersten Konzerts des diesjährigen Jazzfestivals, und am besten war es eigentlich immer dann, wenn man sie nicht mehr erkannte, wenn die Band, die einen sehr dichten, technisch exzellenten

Eindruck hinterliess, die Zügel ein bisschen fahrenheit und weniger dem wohltemperierten Jazz als vielmehr dem lauten Rock frönte. Denn wenn die Stärke von «ZAP» schon nicht in der ironischen Brechung lag, so überzeugten die vier doch mit ihrer Energie, dem schönen Time und einer gehörigen Portion Spielfreude.

Ein vielversprechender Auftakt für ein Festival also, beim dem es erneut jeden Abend etwas zu entdecken gibt: den Bassisten Barre Phillips oder das Projekt «Kleinzeit» von Urs Blöchlinger und Christoph Baumann zum Beispiel, heute abend ab 20 Uhr.

Was tut ein Tubist, wenn er während erheblicher Teile eines Konzerts stehen muss, weil er auch noch als Schauspieler fungiert? Diese Frage beantwortete Charles Bürki am Mittwochabend auf beeindruckende Weise. Er hängte sein schweres Ding einfach an die Decke – und spielte, als ob er Pape in der Hand halten würde. So leicht kann Jazz sein.

«peps» Peter Pfister, der Hausfotograf des Schaffhauser Jazzfestivals, hat noch einmal Glück gehabt. Eigentlich müsste er derzeit seinen letzten WK abdiene, aber dank des Jazzfestivals hat er Ferien bekommen. Immerhin, es scheint, das Militär habe Fortschritte gemacht; früher hätte man verschieben müssen. Denkste! Hätte peps seinen WK verschieben können, hätte er nächstes Jahr nicht einmal mehr einrücken müssen. So oder so, lieber peps: Willkommen im Kreis der Ausgemusterten!

Das können wir uns nicht verkneifen: Auch heuer genügt den Organisatoren des Festivals die Musik nicht, die auf der Bühne gespielt wird. Auch dieses Mal wird nämlich, kaum hat eine Band ihre Instrumente weggelegt, von unbekannter Hand irgendwelcher Sound in die Halle gelegt. Schade. So macht man jede Erinnerung an das soeben Gehörte futsch. Und das hat diese Musik gewiss nicht nötig. Also bitte um Ruhe in den Pausen – damit man auch in Ruhe reden kann.

Wir haben uns geschworen, kein Wort über DAS Kind an Konzerten zu schreiben. Ehrlich! Aber gestern fiel uns auf, wie kinderfreundlich das Jazzfestival ist, speedeten die kleinen Lieblinge doch in der Beiz umher als wär's der Munot-Kinderspielplatz. So weit, so gut. Aber das kleine Bühlein, das während drei Vierteln des Konzerts von ZAP im Konzertsaal herumrannte und ausschliesslich nur dann plapperte, wenn ZAP mal ruhigere Töne spielte – ja, dessen Eltern hätten wir gerne unsere Meinung gesagt.

Hildegard ha. Schwaninger
und Elsa D.F. Maxwell

Glanz und Elend von Konzepten

D.F. Der erste Abend des 5. Schaffhauser Jazzfestivals war geprägt von Konzeptmusik: ZAP mit TV-Serienmusik, Jean-François Bovards «La Compagnie d'Eustache» mit einer Komposition zu «Dr. Jekyll and Mr. Hyde». Beide überzeugten, aber mit Abstrichen.

Aus den Erfahrungen der letzten Jahre klug geworden, haben die Organisatoren und die Organisatorin des Schaffhauser Jazzfestivals dieses Jahr für den Mittwoch- und Donnerstagabend bloss je zwei Sets vorgesehen. Diese Beschränkung auf weniger tat gut. Der Mittwochabend jedenfalls war mit ZAP und der Westschweizer Bläserformation «La Compagnie d'Eustache» nicht nur zeitlich, sondern auch in künstlerischer Hinsicht ausreichend programmiert. Der Effekt der Übersättigung der letzten Jahre stellte sich diesmal nicht ein.

ZAP: Der Versuchung nicht ganz widerstanden

Mit ZAP eröffnete eine Band das diesjährige Festival, die sich auf eigenwillige Weise mit der musikalischen Tradition auseinandersetzt. Standards wurden hier gespielt, Melodien, die vielen bekannt sind. Für einmal aber waren es nicht jene des «Real Book», sondern solche aus der breiten Palette der Fernseh-Serien. Da war plötzlich «Tatort» auf der Bühne, da gab es auf «Wär gwünnt» vier Musiker und nicht Mäni Weber die Antwort, da war Monty Pythons Flying Circus zu Besuch in der Kammgam. Das alles wurde natürlich verfremdet, schräg, witzig und eigenwillig arrangiert. Dabei machte die Band nicht nur deutlich, wie gut manche dieser Kompositionen sind, wie im Programmheft angemerkt wurde, sondern sie unternahm

auch das Gegenteil. ZAP spielte auch Stücke, die miserabel sind und aus kaum mehr als eine banale Folge von billigen Tönen bestehen. Und für diese Kunst, aus schlechtem Material gute Musik zu machen, braucht's Mut.

Hans Feigenwinter, Philipp Schaufelberger, Bänz Oester und Kaspar Rast haben das damit verbundene Risiko zwar gemeistert, aber nicht glänzend. Am besten war diese Band dann, wenn das Material verschwand, das diesen Stücken Pate stand, wenn die Band ihre eigene Musik spielte. Dann überzeugte vor allem der Pianist Hans Feigenwinter, der wie keiner sonst die Strukturen und Motive auszudeuten wusste, die da zur Verfügung standen. Überzeugend war auch die Musik des Kontrabassisten Bänz Oester, auch wenn er solistisch nicht über alle Zweifel erhaben blieb. Ähnliches gilt für den Gitarristen Philipp Schaufelberger. Virtuoso selbstverständlich auch er, hätte er noch schräger in die Saiten greifen dürfen. Man kann es auch anders sagen: Da hätte mehr Jazz und weniger Rock gespielt werden dürfen – auch wenn dafür die Musik immer mal wieder gehörig abfuhr.

Ganz der Versuchung, auf Verblüffung zu machen, hat die Band zudem auch nicht widerstehen können. Vor allem im ersten Teil des Sets hat ZAP die Kunst, den vollen Kitsch einer Melodie zu zeigen und danach – Effekt! – auf ihr dürftiges Skelett zu reduzieren, etwas gar strapa-

Nur manchmal spektakulär: Jean-François Bovard und seine «Compagnie d'Eustache» am Mittwochabend.



ziert. Viel mehr als belustigend war das nicht, wenngleich auch diese Stücke, das muss betont werden, technisch hervorragend arrangiert und gespielt wurden.

Dr. Jekyll: Längen

Auf fremdes Material bezogen war auch der zweite Teil des Abends, als Jean-François Bovard und «La Compagnie d'Eustache» auf der Bühne wirkten. Diese aus acht Bläsern und einem Schlagzeuger bestehende westschweizer Formation brachte die musikalische Umsetzung der Erzählung «Dr. Jekyll and Mr. Hyde», eine Erzählung von Robert Louis Stevenson. Sie führte theatralische Elemente und Musik zusammen zu einem interessanten, aber nur phasenweise überzeugenden Auftritt.

Das Interessante vorweg: «Dr. Jekyll and Mr. Hyde» führte fast schon demonstrativ vor, zu welchen Tönen eine Formation bestehend aus drei Posaunen, drei Trompeten, einem Horn,

einer Tuba und einem Schlagzeug fähig ist. Hier waren zum Teil höchst differenzierte Bläserarrangements zu hören, die zwischen der Welt des Jazz und der Klassik neue Hörerlebnisse möglich machten, die mitunter von grosser Schönheit waren. Besonders gelungen war das Zusammenspiel dort, wo die Spaltung der Person von Dr. Jekyll/Mr. Hyde in harmonisch oder rhythmisch vertrackte, zum Teil gegensätzliche Abläufe greifbar gemacht wurde. Hier, in diesem Wirbel von Tönen, war die Schizophrenie dieser literarischen Figur wirklich anwesend. In solchen Passagen war auch die Qualität dieser Formation zu spüren, die die praktisch auskomponierte Vorlage von Jean-François Bovard mit hoher Präzision spielte.

Dass das Set dennoch einen zwiespältigen Eindruck hinterliess, hat mehrere Gründe. Zum einen war die theatralische Umsetzung der Komposition ausserst unbeholfen. Was instrumental gespielt wurde, wurde

senisch ungebrochen umgesetzt. Klartext: Hektische Passagen illustrierten die Musiker damit, dass sie rannten. Lustig war da das wenigste, vielleicht pittoresk da und dort.

Aber das ist im Grunde nebensächlich. Viel wichtiger: Die Komposition von Bovard hat erhebliche Mängel. Sie weist, besonders im zweiten Teil, Längen auf und lässt einen wahrnehmbaren, dramaturgischen Bogen vermissen; den der literarische Text doch aufweist. Hier war, sogar noch für den, der den Text Stevensons kannte, der den Ablauf der Geschichte nicht nachvollziehbar. Diese Musik ruderte rund, lief, neben glanzvollen Passagen, allzu oft nach demselben Muster ab.

Dadurch auch der Eindruck der Längen. Symptomatisch dafür war jener Moment, wo die Musik stillehielt und das Publikum, klatschend, nicht wusste, ob jetzt Schluss sei. Immerhin: Als dann wirklich Schluss war, war der Applaus umso grösser.

In Freiheit und im Gefängnis

D.F. Der Donnerstag des Jazzfestivals stand im Zeichen der Projekte «Fifth Season» und «Kleinzeit». Teilweise klassisch ausgebildete Musiker, die improvisierten, auf der einen Seite, Rock- und Jazzmusiker, die streng konzertant spielten, auf der anderen – gegensätzlicher hätte der Abend kaum sein können.

Der Musik der Formation «Fifth Season», die seit einigen Wochen unterwegs und an bisher acht Konzerten aufgetreten ist, ist nicht leicht beizukommen. Man kann sagen: Hier wurde während fast eineinhalb Stunden frei improvisiert. Oder: Da waren eine Japanerin, die Koto-Spielerin Kazue Sawai, und ein Japaner, der Bassist Tetsu Saitoh, mit von der Partie. Oder: Zwei Bassisten, ein Cellist, eine Geige und so weiter, die sich zum Teil schon vor dem Projekt kannten. Aber eigentlich wird man mit solchen Ausserlichkeiten dem musikalischen Ereignis, das da stattgefunden hat, nicht gerecht. Hier tauchten neue Welten auf – eine fünfte Jahreszeit eben.

Um trotzdem noch kurz bei Äusserem zu bleiben: Der Auftritt des aus sechs Musikern und einer Musikerin bestehenden Ensembles war, so sehr es frei spielte, äusserst gut abgewogen. Nicht immer nämlich waren alle Musiker aktiv. Abwechslungsweise im Duo, Trio oder in anderer Zusammensetzung spielend, schuf «Fifth Season» immer wieder Raum für Töne, die sonst nicht zu hören gewesen wären. Diese wechselnde Anordnung der Gruppenzusammensetzung hat sich nicht zuletzt deshalb empfohlen, weil mit dem Sopransaxophon von Michel Doneda den fünf Saiteninstrumenten ein Instrument beige stellt war, das die anderen Klänge nur zu rasch hätte erdrücken können. Es hat Momente gegeben, wo dies der Fall war, wo Doneda, etwas allzu aktiv, namentlich die Koto, dieses hochsensible japanische Traditionsinstrument, zu erdrücken drohte. Da genoss man jene Momente umso mehr, als sich Ka-

zue Sawai und Tetsu Saitoh zum Duo zusammenfanden und Klänge zu hören waren, die aus einer anderen Welt zu stammen schienen.

Abgesehen von solchen Kleinigkeiten hat diese Band sich und ihrer Musik in einer Weise Sorge getragen, die unsere ganze Bewunderung verdient. Diese Musik blieb immer erstaunlich fein, sie war zugleich aber immer auch sehr intensiv, fast flimmernd vor Energie und von grosser körperlicher Präsenz. Zum Greifen nahe war dies letztere, als Tetsu Saitoh nicht mehr zu seinem Kontrabass griff, sondern seine Hände wie zwei aufgeregte Vögel in die Luft flattern liess. Das war nur scheinbar verrückt – wie diese Musik überhaupt nur scheinbar verrückt war. Denn so sehr hier frei gespielt wurde, so sehr gehorchten alle Musiker doch inneren Regeln. Namentlich der Kontrabassist Barre Phillips strukturierte mit grosser Souveränität, tat immer wieder neue Wege auf, gab Töne an, ohne dabei zu dominieren. Und die Musiker reagierten mit derselben Wachheit, präzise, mit grossem Einfallsreichtum und viel Geschmack.

Einzelnes hervorzuheben, ist da beinahe ungerecht: Unvergesslich aber ein Duo der beiden Bassisten Barre Phillips und Tetsu Saitoh, das, wenn es nur die Zeit erlaubt hätte, in alle Ewigkeit spannend geblieben wäre. Das Zusammenspiel der so unterschiedlichen musikalischen Welten erwachsenen Musiker war dabei so innig, dass sogar dieser Tabubruch möglich, ja plausibel wurde: Phillips ging einmal dem ohnehin bereits mit zwei Bögen spielenden Saitoh mit seinem eigenen Bogen kurz an die Saiten. Es war, als ob hier



Projekt Fifth Season (von links): Kazue Sawai, Hans Burgener, Martin Schütz, Tetsu Saitoh, Barre Phillips, Alain Joule, Michel Doneda.

eine Liebeserklärung formuliert worden wäre. Barre Phillips kommentierte nach dem Konzert lachend: «Saitoh fehlte einfach ein dritter Bogen.»

Besonders erwähnen sollte man vielleicht auch den Schlagzeuger Alain Joule, der stets die Balance zu halten vermochte, die sein Instrument ihm zur Aufgabe gibt: Rhythmisch oder über Geräusche setzte er Akzente, ohne zu dominieren oder gar zu laut zu sein. Selbst die Ausnahmen zu dieser Regel machte Joule mit grossem Gespür für den Verlauf der Improvisation. Dieses Gespür bewies er auch in anderer Hinsicht: Joule hatte sein Schlagzeug mit viel Sinn für die klanglichen Möglichkeiten dieser Formation zusammengestellt.

Fusion von Rock und Jazz geglückt

Den zweiten Teil des Abends betritt eine 15köpfige Formation mit dem Projekt «Kleinzeit», das als Rockoper annäherungsweise charakterisiert werden kann. «Kleinzeit» basiert auf einem literarischen Text und wurde vor einigen Jahren durch die Zürcher Independent-Band

«No secrets in the Family» erstmals eingespielt. Diese Komposition wurde inzwischen in intensiver Arbeit – das war dem Konzert anzuhören – zusammen namentlich mit dem Saxophonisten Urs Blöchliger und Christoph Baumann weiterentwickelt, sie beide bestens bekannte Jazzmusiker in der Schweiz.

Das Resultat dieser erneuten Auseinandersetzung mit «Kleinzeit» konnte sich hören lassen. Das gewiss nicht einfache Arrangement einer für eine vierköpfige Rockband geschriebenen Musik für ein grösseres Orchester ist ausserordentlich gut geglückt – fast besser noch als in der ursprünglichen Aufnahme von «No secrets in the Family». Rock und Jazz gingen hier eine gleichberechtigte Verbindung ein, die kaum einmal aufgesetzt oder gar gesucht klang. Und dass die gut eineinhalbstündige Komposition nicht in sich zu drehen begann, obwohl sie doch ganz eigenwillig klang, darf an zuständiger Stelle gerne als Kompliment genommen werden. Gut gespielt wurde das schliesslich auch, und das noch, wo die vertracktesten Rhythmen zu bewältigen waren.

Abstriche muss sich dieses Projekt dennoch gefallen lassen. Ein unbedeutender: Die Dias und Super-8-Filme wirkten über weite Teile beliebig und wären zum Verständnis gar nicht nötig gewesen. Wichtiger: Dieser Komposition fehlt die Luft. Sie ist undurchdringlich, fertig wie eine Wand, aseptisch wie ein Krankenhaus. Das hat nicht nur mit der Thematik dieser Oper zu tun, die eine gewisse Schwere besonders in der Rhythmik betonte – die bedrückende Enge des Krankenhauses, in das Kleinzeit eingeliefert wird, thematisierend. Monumental wirkt diese Musik vor allem deshalb, weil hier praktisch jeder Platz für ein freieres Spiel fehlt, das dieses Werk erst so wirklich interessant machen würde.

Wie gut solche Räume gewesen wären, blitzte manchmal auf, wenn Urs Blöchliger – praktisch nur er – zu einer leider allzu kurzen Improvisation ausholen durfte. Hier wurde zu vieles festgelegt, auskomponiert. Es kann sein, dass dies aus Angst vor dem Scheitern passierte. Angesichts des ambitionösen Projekts ist das wiederum nur allzu verständlich.

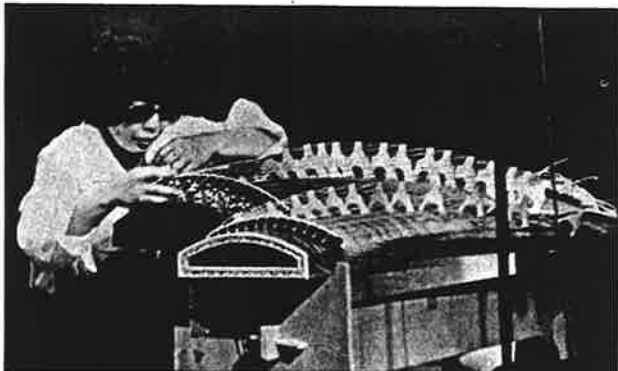
Thomas Silvestri, dessen Crossover Quartet gestern Abend spielte – wie gut, das werden wir am Montag an dieser Stelle lesen (übrigens aus der Feder von John Wolf Brennan, einem bekannten Jazzmusiker der Schweizer Szene) –, hat es geschafft. Nein, keine Auszeichnung als Pianist steht ihm ins Haus, auch nicht, weil er Weltmeister im Jonglieren geworden wäre, sondern die CD, die CD hat er geschafft. Rechtzeitig fürs Jazzfestival ist sie fertig geworden, Titel «Flying Ferry». Die Gestaltung des Umschlags hat Lukas Baumann übernommen, Aufnahme-technik Martin Pearson.

A propos Martin Pearson: Der Mann von Radio DRS sorgt auch dafür, dass am Sonntag auf DRS3 von 22 bis 24 Uhr (Rubrik «Jazz special») die besten Momente des Schaffhauser Jazzfestivals noch einmal zu hören sind. Also hinhören, wer ein Konzert verpasst hat, aber auch hinhören, wer noch einmal möchte.

Ja, und dann diese böse Geschichte: Ein in Schaffhausen nicht gänzlich unbekannter Mann hat sich beim Putzen des WCs in der Kammgarn – das macht man hier ja selber, weil Sparen so toll ist – einen bösen Ausschlag geholt. Das Böse daran ist weniger das, als dieses: Jetzt ist endlich bewiesen, dass er sich bisher vor dem WC-Putzen gedrückt hat. Au weia.

Trösten kann der gute Herr sich vielleicht auch damit: Noch immer sind eine grosse Anzahl von CDs mit Aufnahmen des letztjährigen Jazzfestivals zu haben. Der Verkaufserlös geht, weil inzwischen die Unkosten für die Herstellung des Tonträgers gedeckt werden konnten, zu hundert Prozent an ein im ehemaligen Jugoslawien engagiertes Hilfswerk. Also, zugreifen!

Elsa D.F. Maxwell



Kazue Sawai am Koto (oben), zu hören mit Barre Phillips' Projekt «Fifth Season». Viel Blech dagegen bei der «Compagnie d'Eustache» am Mittwoch.



Der Drummer Jean Rochat als Verkörperung des «bösen» Mr. Hyde (oben links). Das multimediale Projekt «Kleinzeit» mit Arrangeur Urs Blöchlinger am Bass-Saxophon (oben rechts).



Von Blech- und anderen Lawinen

Schau der Gegensätze am 5. Schaffhauser Jazzfestival

Viel Programmmusik gab's zum Auftakt des 5. Schaffhauser Jazzfestivals in der Kammgarn: Die Genfer «Compagnie d'Eustache» setzte sich mit Stevensons Klassiker «Dr. Jekyll & Mr. Hyde» auseinander, gar kein Programm war das Programm um Barre Phillips' «Fünfte Jahreszeit», und eine weitere Romanvertonung inszenierten Musikerinnen und Techniker um den Zürcher Saxophonisten Urs Blöchlinger.

Dass der Beruf des Jazzmusikers viel mehr mit dem Motier von Schauspielern zu tun hat als mit dem Handwerk traditioneller Orchestermitglieder, wissen wir seit J.E. Berdts Grosse Jazzbuch: persönlicher Ausdruck, Mimik und Bewegung – im Symphonieorchester verpönt – sind viel wichtiger als der «richtige, wahre» Klang des Instruments. Die Genfer Gruppe um den Posaunisten Jean-François Bovard hat diesem Habitus noch eins draufgesetzt. Schon der Aufmarsch auf die Bühne war bestes Theater, «weirdo», wie sie in San Francisco sagen würden, eigenartig komisch.

Die Hornistin im wunderschönen Abendkleid und ein Posaunist in Schwarz setzten sich auf ein Kinder-Rondell (ein Bläser-Lesley?), und los ging es immer schön im Kreis herum (dass denen nicht «trümmig» wurde?). Ganz langsam fing es an, mit Zischen und Piepsen und Näseln aus vielfältigem Blech und von einem eigenspielenden Brummer. Dann kommen langsam Töne, aus drei Posaunen, drei Trompeten, Tuba und Waldhorn; Eichendorffs Sturm im Wald kommt in den Sinn, Wallungen von Tönen und Klangfarben, warm und spitz und voll und schräg steigert sich der Chor zum vollvolumigen Sturm.

Meisterhafte Gegenüberstellung

Das Opus thematisiert die Problematik einer gespaltenen Persönlichkeit, des «guten» Dr. Jekyll und des «schlechten» Mr. Hyde, derjenige, der sich versteckt, der unterdrückt wird und das Böse nach aussen projiziert. Kurz: das Drama eigentlich aller sogenannten Normalen. Diese Thematik wurde von Bovards Komposition meisterhaft umgesetzt, durch Gegenüberstellung von Stille und Bewegtheit, musikalisch wie optisch, von leise und laut, von Solo und Ensemble, Komposition und Gruppenimprovisation, warmen, fast heilsarmee-ähnlichen Blechklängen und

schrillen Horntönen und Beckengekreisch: ja, so sind wir doch alle!

Der Sound war blechlastig, natürlich, das war ja Programm. Doch wie vielfältig Blechklänge tönen können! Die Genfer haben uns hier einen neuen Stil der Brassband-Musik vorgeführt. Auf die Länge allerdings wirkte die Komposition schwer, nicht schwer zu verstehen, sondern schwermütig, melancholisch, in die Erde drückend. Und nach gut der Hälfte des Konzerts war die Idee langsam ausgelutscht, einzelne Zuhörer begannen zu verschwinden, vielen Zuhörerinnen wurde es «too much». Vielleicht würden dem Werk neben Choral und Chaos, neben Tango und Bläseronaten etwas Swing und etwas Drive guttun – auch das gehört doch zur Persönlichkeit.

Das Projekt «Fifth Season»

Kurt Tucholsky nannte die fünfte Jahreszeit den Moment zwischen spätem Spätsommer und frühem Frühherbst, die Zeit, wo das Wachstum vorbei, aber der Zerfall noch nicht begonnen hat. Wie treffend für die Musik der Streicher um den Bassisten

Barre Phillips! Und grösser hätte der Gegensatz zur folgenden Komposition «Kleinzeit» der Zürcher nicht sein können.

Einzig Abmachung bei «Fifth Season» war die Zusammensetzung der Instrumente in den einzelnen Phasen, die verschiedenen Gruppierungen von zwei Kontrabässen, Violine, Cello, Perkussion, Sopransax und Koto, eines seit etwa dreitausend Jahren unveränderten fernöstlichen Saiteninstrumentes, ähnlich einer Dinosaurierzither. Das Ganze war ein unendliches Weben von Klängen und Geräuschen zu einem fließenden Muster eines Teppichs, bestehend aus Seelenlandschaften und Gemütszuständen. Ein wogender Teppich, auf dem nie eine Tänzerin tanzte. Nie ging die «Post» ab, oder doch? Jetzt kommt's, jetzt wird's dann bald, ach nein! Schon sind wir wieder am Weben. Hart für die Erwartungen jener, die schon vorher wissen, wie es abgehen muss, wunderbar für jene, die werden können wie die Kinder: nichts erwarten, dafür alles kriegen.

Multimediale Kleinzeit

Nein, um Zeit ging es im zweiten Teil des Abends nicht. Kleinzeit ist nämlich eine Romanfigur, die in Russell Hobans Geschichte «auf eine Slapsticktour durch den Zeitgeist und unseren hellen Wahnsinn» geht, wie es in einer Rezension hiess (Die Zeit). «Wir bringen Sie sofort ins Krankenhaus. Passt's Ihnen morgen?» fragte Dr. Pink. Und so befindet sich unser Antiheld bald in der Klinik, wo er mit allerhand Gegenständen zu kommunizieren beginnt und mit dem Tod über Gott und die Welt plaudert.

Zwölf Musikerinnen und Musiker, ein Sprecher und Dias, Filmsequenzen und Beleuchtungstechniker präsentierten hier ein völlig durchkomponiertes Werk, in schnellen Szenenfolgen, streng und unerbittlich wie das Leben, vor allem das Leben in der Klinik, was durch die weissen Ärztekittel noch unterstrichen wurde. Ist denn das noch Jazz? Nein, das war kein Jazz, kein Swing, kein Off-beat, kein Sound, sondern ein Orchesterwerk mit programmatischem Inhalt, eher Weill und Eisler vergleichbar – bis auf ein paar wenige Solosequenzen von Sax und Posaune (Bravo, Priska Walls!). Doch: Was ist Jazz? «Jazz is not dead – it just smells funny», sagte einmal Altmeister Frank Zappa. Wie schön, ein Jazzfestival zu haben, wo man noch fragen darf.

Dani Leu



Annette und Markus Schönholzer während der Gesangspartien im Projekt «Kleinzeit», das am Donnerstag zu hören war.



Zuviel der Guten: Roberto Domeniconis B.L.o.B. wurden den hohen Erwartungen nicht ganz gerecht.



Ein vielversprechender Einstand: Thomas Silvestris Crossover Quartet mit Christian Haag am Bass und Thomas Feuerer am Altsax eröffnete am Freitag die «Schaffhauser Nacht».

Ökonomie und Verschwendung

Vielfältig vielversprechend: Die «Schaffhauser Nacht» am Jazzfestival

Das Interesse war gross, die Erwartungen hoch, und letztlich hielt die «Schaffhauser Nacht» der Bandleader Thomas Silvestri, Urs Röllin und Roberto Domeniconi, was sie versprach. Mehr noch: Der Freitagabend war der vielfältigste, vielleicht gar vielversprechendste des diesjährigen Jazzfestivals, auch wenn – oder gerade weil – nicht alles gelang.

Ein bisschen Lampenfieber schadet manchmal nicht, Thomas Silvestris Crossover Quartet hat die Unsicherheit vor dem ersten Auftritt jedenfalls mehr beflügelt als behindert. Bis in die Fingerspitzen gespannt wirkten die vier in den ersten Minuten, aufgeregt oder aufgekratzt, das war nicht zu entscheiden. Jedenfalls lauerten sie darauf, auf den fahrenden Zug zu springen, und spätestens bei «Flying Ferry», dem dritten Tune an diesem Abend – und Titelstück der soeben erschienenen Crossover-CD –, waren die Fäden geknüpft, trat die Intuition an die Stelle der Aufmerksamkeit. Jetzt veränderte sich auch der Ton des Pianos, der Anschlag wurde härter, der Sound durchsichtig, beinahe kristallin. Die Band begann sich wohlzufühlen, und der Mut, die Grenzen der harmonischen und rhythmischen Vorgaben zu überschreiten, wuchs spürbar. Damit stieg auch die Spannung, denn erst die vermeintlichen Misstöne und rhythmisch-rauhen Ecken bewahren die Zuhörerinnen und Zuhörer davor, die Doppelbödigkeit von Thomas Silvestris Kompositionen vor lauter geschliffen-wohlgefälliger Schönheit zu überhören. Und da neben Thomas Silvestri auch der äusserst agile Drummer José Cortés immer mehr Fallen stellte, wurde der von Anfang an hochstehende Auftritt je länger, je besser.

Atemberaubende Energie

Ganz anders und schliesslich doch ein bisschen ähnlich dann das zweite Konzert des Abends: Statt rundem Fusion-Jazz ein Trash-Jazz-Gewitter, statt locker-leichten Altsax-Linien eine übersteuert-heulende Gitarre und statt José Cortés filigranem Spiel auf Becken und Toms ein Drum-Sound, der an «brutaler Transparenz» kaum zu überbieten ist. Schlagzeuger Oliver Schmid war es, der die Gruppe Dead Zone unerbittlich vorwärtstriebe, mit einer Energie, die manchmal fast den Atem raubte. Gitarrist Urs Röllin und Sänger Bruno Amstad brauchten sich da nur noch geschickt in die Pausen und Leerstellen zu schleichen. Manchmal hatte man gar das Gefühl, mit dieser Rhyth-



Energiebündel: Bassist Jan Schlegel von Dead Zone.

mus-Maschine im Rücken könnten sie überhaupt nichts mehr falsch machen.

Und doch: Auch sie brauchten Zeit, um inmitten dieses oberflächlich ziemlich extrem tönenden Cocktails tatsächlich die Grenzen der Routine zu überschreiten. Mehr als ein Mal schafften sie es, und diese Momente gehörten zu den intensivsten des ganzen Festivals.

Zuviel der Guten

Schliesslich der Auftritt von Roberto Domeniconis zwölköpfiger Big-Band B.L.o.B., eingeleitet auf die denkbar stillvollste Art, mit einem wunderschönen Piano-Intro nämlich. Doch dann ein wenig Enttäuschung: Nicht wegen der Musik – durchwegs sehr stimmungsvollen Kompositionen – und auch nicht wegen der Musiker, die zu den besten gehören, die man während vier Tagen Jazzfestival hören durfte. Enttäuschung aber wegen des Konzepts: Das, was Roberto Domeniconi am Freitag präsentierte, war für eine Big-Band ungeeignet: Auf der Bühne stand jedenfalls ein unglaubliches Potential an musikalischen Fertigkeiten so gut wie ungenutzt herum.

Die Musiker, allesamt nicht bloss sattelfeste Handwerker, sondern Persönlichkeiten mit gehörigen improvisatorischen Fähigkeiten langweilten sich, weil sie nicht richtig gebraucht wurden. Und so verlor die Musik schliesslich die Ausstrahlung, die sie eigentlich hätte haben können. Doch bleiben einige schöne Momente in Erinnerung, die in kleinen Formationen gespielten Passagen vor allem, das «Domeniconi-Hüggle-Quartett» etwa, das auch dem Bandleader selbst endlich den nötigen Raum zur Entfaltung bot.

Sandro Stoll



ROLF BAUMANN

schaffhauser az / Montag, 30. Mai 1994

Tommi Silvestri, Komponist und Pianist aus Schaffhausen.

Der «Schaffhauser Abend» am Jazz Festival

Suche nach den roten Fäden

Drei sehr unterschiedliche rote Fäden wurden am «Schaffhauser Abend» am Freitag auf der Kammgarn-Bühne ausgelegt: von drei höchst unterschiedlichen tritgonometrischen Punkten aus wurde das Feld der zeitgenössischen Jazzmusik vermessen und erlaubt eine Standortbestimmung im Koordinatennetz der aktuellen Spurensuche: einmal schlau, einmal mutig, einmal labyrinthisch-versponnen.

JOHN WOLF BRENNAN

Wie tot (oder lebendig) ist der Jazz-Rock der 70er-Jahre? Einen recht erfolgreichen Wiederbelebungsversuch startete am Freitagabend die erste Gruppe: mit einem schmissig-populären Set sorgte das «Crossover Quartet» des Schaffhauser Pianisten und Keyboarders Thomas Silvestri mit dem Bassgitarristen Christian Haag (ebenfalls aus Schaffhausen), dem Zürcher Alto-Saxophonisten Thomas Feuer und dem katalanischen Schlagzeuger José Cortés aus Barcelona für einen publikumswirksamen Auftakt. Der rote Faden dieser Gruppe orientiert sich am Jazz-

Rock der 70er-Jahre, an den phrygisch-spanischen Fusion-Riffs von Chick Corea's «Friends» beispielsweise, ein Konzept, das trotz seiner leicht angestaubten Antiquiertheit von dieser Band mit viel Spielfreude, groovigem Druck und sauber einstudierten Sax-Piano-Unisono-Linien à la «Weather Report» serviert wurde.

Der Gefahr, in seichten «GRP»-Gewässern zu stranden, entging die Band meistens durch abwechslungsreiche Arrangements (die Kompositionen stammten allesamt aus der Feder des Bandleaders), süffige Fusion-Floskeln und einige solistische Glanzlichter, die der Sa-

xophonist Thomas Feuer und vor allem Thomas Silvestri am Klavier dem jazzrockigen Sound-Teppich aufzusetzen wussten, wobei einfachste Riffs manchmal etwas gar lang ausgeschlachtet wurden. Silvestris inspirierteste Soli entwickelten sich in humoristischen Exkursen, die in reizvollem Kontrast zur zurückhaltenden Rhythm Section standen; Bass und Schlagzeug hätten allerdings auch ab und zu aus dieser Hintergrundfunktion heraustreten dürfen.

Fragen zur Band

Bewegten sich die ersten drei Stücke im Bereich des «Fusion ab der Stange», so war im vierten Stück der Wille zu eigenständiger Gestaltung spürbar. In Silvestris geschickter, neoromantische Klavier-Klischees à la Richard Claydermann in überraschenden Wendungen im Wechsel mit impressionistisch hingetupften Piano-Passagen einander gegenüberzustellen – überhaupt wirkte die Gruppe im Triospiel geschlossener, eigenständiger. Sein schönstes Solo

gelang Silvestri über einem Rock-Blues: monklisch verquer, fein ziseliert, in wohlgedachtem Aufbau.

Die Band lässt einige Fragen offen: Weshalb zum Beispiel sind die Soli nicht besser verteilt? Weshalb die traditionelle Rollenverteilung? Warum übernimmt der Bass nie die Melodie Stimme? Die (vom Publikum herbeigeklatschte) Zugabe «Dancing Scorpions», ein wunderschön zähflüssiger Reggae, diente dann nochmals als Vehikel für das stärkste Saxophon-Solo des Sets: Thomas Feuer brillierte mit einer sanftmütigen Demonstration seines Könnens.

Klingender Sondermüll

Vom Sänger Bruno Amstad etwas launig als «Reise in die Region des Unerklärlichen» angekündigt und per Countdown ab Cassettengerät eingeläutet, zelebrierte die zweite Gruppe des Abends, «Dead Zone» mit dem Schaffhauser Gitarristen Urs Röllin, dem Bassisten Jan Schlegel und dem Schlagzeuger Oliver Schmid eine ganz anders gartete Suche nach dem roten Faden: da waren keine Leitplanken, keine vorher ausgelegte Richtschnur, da wurde in kollektivem aus-dem-Moment-heraus-Spielen der Faden, sobald einer auftauchte, sofort wieder aufgedrösel, elektronisch verfremdet, dynamisch seziiert.

Leider stieg der Schwatzpegel des Publikums linear und beständig mit der (teilweise brachialen) Bühnenlautstärke, was der Konzentration des Gruppen-Interplay (und der Präsenz des Sängers) sichtlich schadete: solch delikate Suche nach dem roten Faden ist ungleich mehr aufs Feedback des Zuhörers und der Zuhörerin angewiesen als die vergleichsweise «handlich verpackten» Fusion-Kabinettsstückchen der ersten Gruppe. Die zu Ton gewordene Industrielandschaft, die klingende Sondermülldeponie (kurz nach Ablauf der Halbwertszeit!) liess das

Publikum sichtlich cool – es wanderte in Scharen in den Beizeiteil ab. In ihren spannendsten Momenten waren dies intensive Debatten, die bewusst das Risiko des Absturzes miteinkalkulierten: lärmiges Aneinander vorbeireden, Frust, Einsamkeit, Isolation, Autismus, Analphabetismus.

Das schönste Solo

Es war schon weit nach Mitternacht, als die dritte Gruppe mit dem geheimnisvollen Namen «B.L.O.B.» (The Blue Library of Bubbles) die Bühne einnahm, und zwar im wahrsten Sinne des Wortes – die Big Band füllte den knappen Raum mit physischer Präsenz: Lars Lindvall und David Boato (Trompete), Andreas Mittermayer und Giancarlo Giannini (Posaune), Nathanael Su und Rodrigo Botter Majo (Alto-Saxophon), Ewald Hügle (Tenor-Sax), Giovanni Moltoni (Gitarre), Mathew Garrison (E-Bass), Norbert Pfammatter und Namoru Sakata (Schlagzeug) und der Band-Leader Roberto Domeniconi (aus Neuhausen am Rheinfluss) am Klavier, der sich mit einem bluesig-schrägen Intro ins erste, gross angelegte Stück hineinschlich, das anfänglich ausgesprochen Anti-Big-Band-mässig daherkam: statt massivem Blech-Sound erklangen differenzierte, kleinräumige Combo-Teile. David Boato baute mit einem milesartig-verhangenen, per Octavider elektronisch verzerrten Trompeten-Solo einen grossen Spannungsraum auf, von Domenico sparsam begleitet und von den übrigen Bläsern mit gut sitzenden Riffs angespornt. Trotzdem kam die Geschichte nicht so recht in Fahrt: eine merkwürdig eingeklemmte Posaunen-Linie und ein viel zu langes Alto-Sax-Solo hemmten den Lauf der Dinge, der durch die schaurig-schönen, seltsam eingedunkelten Bläserätze ohnehin wenig Drive entwickeln wollte.

Um Viertel vor eins wurde das Publikum vom schönsten Solo des Freitagabends überrascht: unbegleitet, rhapsodisch-verträumt schraubte sich Gitarrist Giovanni Moltoni in stratosphärische Höhen... so labyrinthisch-versponnen die «B.L.O.B.»-Fäden auch manchmal aussermochten, Roberto Domeniconi schien sie immer wieder ganz gut im Griff zu haben, was der Big Band, zumindest in Ansätzen, Profil und Homogenität verlieh.

Ausser Atem

Spätestens während dem zweiten Konzert war der Rauchvorhang im Kammgarn-Saal so dick wie November-Nebel: Warum eigentlich gilt für Jazzkonzerte nicht die gleiche Luftreinheit wie für klassische Anlässe? Sind tränende Augen ein Alternativ-Statussymbol? Grenz sich so die «alternative» von der «etablierten» Kultur ab? Die Installation einer Belüftung wäre sicher notwendig, aber – bis es soweit ist – braucht es wirklich die moralische Autorität von Jazzgrößen wie Bill Frisell oder John McLaughlin, um an die Toleranzgrenze der nichtrauchenden Mehrheit zu erinnern?

JOHN WOLF BRENNAN LEBT ALS FREISCHAFFENDER KOMPONIST UND PIANIST IN WEGGIS. VON IHM SIND 13 CD'S ERSCHEINEN, ZULETZT «TEN ZENTENCES» MIT DEM KONTRABASSISTEN DA-

Blue Notes

«Musik reisst alle Mauern ein, drum gibt es immer wieder was zu tun», inserierte jeweils das Baugeschäft Hofmann in der Festival-Programmzeitung. Dass Jazz auch stolze 120-Kilo-Brocken von athletischen Männern stürzen kann, bewies Baumeister und KiK-Mann *Ralph Hofmann* am Samstagabend vor Konzertbeginn, als er in der Kammgarn den friedlichen Schlaf des Gerechten schlief – trotz Sound-check-Getöse und Aufbau-Emsigkeit.

Nicht geschlafen hingegen hat Soundingenieur *Metin Demiral*, als *Roberto Domeniconi* B. L. O. B. abmischte. Als er erfuhr, dass dieses Konzert direkt auf Sendung ging, wurde er so nervös, dass er den Bläsern mit dem Lautstärkenregler ein wunderbares Tremolo bescherte und alle seine Freunde um Valium anpumpte.

Apropos *Domeniconi*: So was kann nur ihm passieren, diesem verspielten Träumer am Klavier. Verzweifelt suchte er am Samstag nachmittag nach einem gelben Couvert. Inhalt: zehn «Borrominis» als zu verteilende Musikergabe. Allfällige Spenderinnen oder Finder mögen die Gabe bitte an der Bahnhofstrasse 13 in Neuhausen abgeben.

Unter rund achthundert Gästen am diesjährigen Jazzfestival auch viel Prominenz: diverse Parlamentarierinnen und Parlamentarier aus Stadt und Land, Contempo-Präsidentin *Ev Haeny*, Fernsehboss *Thomas Moser*, Ex-GF-Stabschef und Präsident der Industrievereinigung *Ernst Hofmann*, die halbe *Schaffhauser Justitia*, FCS-Sekretär *Matthias Leu*, Schaffhausens Finanzchef *Thomas Jaquet* und massenhaft Heimweh-Schaffhauser. Sie alle würden sich sicher herzlich bedanken ob all der Attribute, mit denen Kammgarnbenutzer von einer primitiven Gegnerschaft in gewissen Quartierbeizen bedacht worden sind, zum Beispiel Drogensüchtige, Schmierer, Staatsschmarotzer und der feinen Ausdrücke mehr.

Jazz macht auch hungrig. Dieses Gefühl bekam man jedenfalls, wenn man nach jedem Konzert ein ausgehungertes Publikum sich auf die exquisiten Sandwichs in der Festivalbeiz stürzen sah. Dies, obwohl auch jedesmal ein üppiges Menü aus der Meisterhand der Kammgarküche (*Barbara Häberli* und *Andi Bossert*) angeboten wurde. *Dani Leu*

So schön also kann Jazz sein

Weltklasse-Musik zum Abschluss des 5. Schaffhauser Jazzfestivals

Nach einem erfreulichen Auftakt mit «Terra Q» erwartete das Publikum am Samstagabend eine Überraschung mit Seltenheitswert: Das «Thierry-Lang-Trio» bot Musik, wie sie sonst nur an Festivals mit klingenden Namen zu hören ist.

Guten, soliden Mainstream-Jazz spielten die Opener dieses letzten Festival-Tages um den Tenorsaxophonisten *Christoph Grab*. Eine eingespielte Band, homogen und aufeinander eingehend, kernig-peppiger Ton am Saxophon, in seiner Cleanheit ein wenig an Jan Garbarek erinnernd, etwas verhaltener das Piano, virtuos und solides Handwerk beim Bass und Schlagzeug – so etwa liesse sich diese noch junge Gruppe beschreiben. Was sie boten, war vielleicht nicht sehr kreativ in ihrer künstlerischen Umsetzung, dennoch wird dieses Konzert in bester Erinnerung bleiben. Die stärksten Momente waren ohne Zweifel in den Balladen zu erleben, die wahrscheinlich noch kraftvoller gewirkt hätten, wenn sie nicht nur «half-time», sondern wirklich im langsamen Metrum gespielt worden wären. Ob die etwas gar zu brav wirkende Verhaltenseite der Band wohl daher rührte, dass die Aufnahmen von Radio DRS für eine demnächst zu erscheinende CD vorgesehen waren?

Wie im siebten Himmel

Nur fünf Sekunden dauerte es, und das Publikum in der Kammgarn war verzaubert. Wer kennt denn schon *Thierry Lang*? Nun, den rund zweihundert Zuhörerinnen und Zuhörern in diesem zweiten Set wird der Name bestimmt noch lange im Gedächtnis bleiben. Was dieser Pianist mit seinen Kollegen *Ivor Malherb* am Kontrabass und *Marcel Papaux* am Schlagzeug darbot, war schlichtweg unglaublich. Der Vergleich mit dem legendären «Modern Jazz Quartett» ist hier durchaus angebracht.

Die Zeit stand still

Drei Musiker, die die Zeit stillstehen liessen, drei Menschen, die spielten, als ob dieses ganze, wunderbar komplexe und fein verästelte Kunstwerk aus einem einzigen göttlichen Instrument heraus gezaubert worden wäre. «Acht Jahre schon besteht diese Gruppe, seit drei Jahren versuchen wir, sie nach Schaffhausen zu holen, jetzt endlich hat es geklappt», meinte vielversprechend Festivalpromotor *Hausi Naef* vor



Unumstrittener Höhepunkt des 5. Schaffhauser Jazzfestivals war der Auftritt des Pianisten *Thierry Lang*.

Aufnahmen: *Eric Bühler*

dem Konzert. Und tatsächlich: Ein grösseres Geschenk hat die Kammgarn in ihren ganzen ehrwürdigen hundertzwanzig Jahren nie erhalten.

Gewagt und gewonnen

Musik beginnt dort, wo die Sprache aufhört, und so wäre es denn beinahe vermessen, hier noch herumdeuteln und interpretieren zu wollen. Nur soviel möchte man den Daheimgebliebenen zurufen: Wer nichts wagt, gewinnt nichts! Diejenigen, die am Samstag in der Kammgarn waren, haben etwas gewonnen, das sie nicht so schnell wieder vergessen werden: So schön kann Jazz sein!

Groove und Chnorz

Was ist denn das eigentlich, dieser vielzitierte «Groove»? «Groove ist, wenn es so richtig abfährt, wenn du meinst, du tanzst, obwohl du sitzt», hat einmal ein Meister gesagt. Groovig war sicher die Musik des *Thierry-Lang-Trios*, da hat die Seele getanzt! Wer jedoch den Groove schon im Bandnamen deklariert, wie die «Groove Connection» als letzte auftretende Gruppe am diesjährigen Jazzfestival, der tut nicht unbedingt gut damit. «Groove, du bist umzingelt, komm hervor», ging es mir durch den Kopf, als ich mir das anhörte.

Damit soll nicht gesagt sein, diese Jungs hätten ihre Sache schlecht gemacht – niemand hätte nach diesem Konzert der Titanen gern auftreten wollen... Doch ein wenig mehr Dynamik, ein bisschen weniger Lautstärke und vor allem ein wenig Mehr-aufeinander-Eingehen im musikalischen Wechselspiel hätte hier nicht geschadet. Vor allem dem – im übrigen technisch hervorragenden Schlagzeuger möchte man diesen Ratschlag geben. Dennoch: Ein würdiger Abschluss des 5. Schaffhauser Jazzfestivals, diese Mischung aus sonnigem California und dampfendem Liverpool.

Dani Leu

In der Kuschelecke des Schönklangs

Vier Nächte am 5. Jazz-Festival Schaffhausen

Was in der Nationalliga des Schweizer Jazz derzeit läuft, erfährt man weder am widerborstigen taktlosen Festival noch am stromlinienförmigen Zürcher Jazz-Festival, weder in Montreux noch in Willisau. Kein anderes Jazz-Festival ist so konsequent schweizerisch wie dasjenige von Schaffhausen. Provinziell ist es deswegen keineswegs.

■ VON CHRISTIAN RENTSCH

Er würde an jedem Festival einen tadellosen Eindruck machen und ist dennoch bisher, was Auftritte anbelangt, nicht über Schaffhausen hinausgekommen: Der Pianist Thomas Silvestri spielt zusammen mit dem jungen Altsaxophonisten Thomas Feuerer und der Rhythmusgruppe (Christian Haag, José Cortés) einen wohlklingend melodiosen Mainstreamjazz in der Traditionslinie von Horace Silver und Wynton Kelly über Herbie Hancock zu Michel Camilo: relaxed, swingend und virtuos, mit geschmackvollen Kompositionen und originellen harmonischen Wendungen. Gewiss, Silvestri ist kein Neuerer, kein risikoreicher Experimentator, aber er ist auch kein kompromissloser Wiederholungstäter und Leistungsjazzler, eher einer, der zurückschaut, sichtet und auswählt aus dem Bestand der Jazzgeschichte und daraus seine eigene Musik entwickelt.

Das gilt leider nicht in gleichem Mass für die zweite Mainstream-Gruppe am Freitag, gleichsam dem Schaffhauser Abend des Festivals. Der Schaffhauser Roberto Domeniconi ist ein perfekt geschulter Arrangeur und Komponist, die meisten der elf mehrheitlich ausländischen Mitmusiker seiner Small-Big-Band The Blue Library Of Bubbles (B.L.O.B) sind ebenfalls gut trainiert und in Form, und dennoch: Das propere Handwerk überwiegt, kaum je zeigen sie so etwas wie Spiellust, kommt Spielfreude auf, gar Ausgelassenheit; die angelernte Routine des Berklee-Studiums lähmt die Kreativität der Finger und Köpfe, und bei aller technischen Brillanz kommt doch bald ein wenig Langeweile auf.

Ein bisschen Apokalypse

Aber es gibt nicht bloss Mainstream in Schaffhausen: Das Quartett Dead Zone des Gitarristen Urs Röllin (mit dem E-Bassisten Jan Schlegel, dem Schlagzeuger Oliver Schmid und dem Sänger Bruno Amstad), in Zürich bekannt geworden durch Konzerte in der Wohlgroth-

Fabrik, produziert eine düstere Endzeitmusik, eine Mischung aus schwerem Rock, Hip Hop und Geräuschhaftem. Vom kaputten No-future-Klang her ein eher vertrautes Idiom, überrascht die Musik vor allem durch die schon fast verspielte Spontaneität, mit der die Musiker aufeinander reagieren, mit der sie Spannungsbögen improvisieren. Das gibt der Musik etwas ungewohnt Dynamisches, fast Frisches, bringt Leben in die toten Zonen. Ein Hoffnungsschimmer vor der Apokalypse.

Die Dead Zone, das frei improvisierende Septett Fifth Season des amerikanischen Bassisten Barre Phillips, dessen Suche nach neuen Klängen und neuen Zusammenklängen während zweier Stunden einfach nicht so richtig fündig werden wollte, und das Multimedia-Stück «Kleinzeit» von No Secret In The Family (TA vom 19. 3.) blieben allerdings die einzigen Gruppen, die sich aus der sicheren Kuschelecke des Schönklangs herauswagten. Schon fast penetrant schön war das achtköpfige Bläserensemble (plus Perkussionist) von Jean-François Bovard, die Compagnie d'Eustache, welche die Geschichte von Dr. Jekyll and Mr. Hyde musikalisch zu inszenieren versuchte. Weitgehend auskomponierte Bläusersätze mit Anklängen an die Barockmusik, und von ferne grüsste auch der Pate Mike Westbrook. Nur gerade der Perkussionist durfte hin und wieder einmal dagegenhalten, querspielen, brachte so etwas Dissonanz und Reibung in die harmonische Sache. Dr. Jekylls skrupelloses, hässliches Alter ego Mr. Hyde suchte man in dieser allzu glatten, schwelgerischen Musik vergebens.

Weichgespültes Feuerwerk

Wenn schon Weichgespültes, dann zeigte dies das Trio des Pianisten Thierry Lang (mit Ivor Malherbe, Bass; Marcel Papaux, Schlagzeug) als pianistisches Feuerwerk. Sehr viel Eigenständiges gibt es allerdings nicht in dieser technisch brillanten Musik; die perlenden Läufe, die Eleganz der Melodien, die wogende Akkordik, das perfekte Timing verdankt Lang unverkennbar seinem Übervater, dem grossen Kanadier Oscar Peterson.

Dennoch: Etwas mehr Experimentierfreudiges, mehr Ungewohntes, Gewagtes, etwas weniger Nettes, Braves hätte nicht bloss dem Festival Zündstoff und Spannung verliehen, sondern auch jene Seiten der Schweizer Jazzszene etwas deutlicher hervorgekehrt, die an den übrigen Festivals der Schweiz noch weniger Chance haben als in Schaffhausen.